

**Transkription der Diskussionen des zweiten Methodenforums „Quantitative und Qualitative Methoden“ am 26.01.2006.**

Diskussion angeregt durch den Vortrag von **Univ.-Prof. Dr. Anton Amann** „Grenzen herkömmlicher Umfragetechniken. Verknüpfungslogiken quantitativer und qualitativer Methoden im Rahmen der Lebenslagenforschung.“

SprecherIn	Diskussion
Univ.-Prof. Dr. Jürgen Grimm	Vielen Dank. Methodenforum bedeutet nicht nur Monolog, sondern Dialog und ich bitte um Wortmeldungen.
Mag. Dr. Aglaja Przyborski	Ich bin ganz begeistert ob des Vortrags und auch der Fragen, die aufgeworfen worden sind. Eine die ich herausgreifen möchte ist: darf man das überhaupt fragen welche Qualität Antworten auf Fragen von Fragebogendaten haben und wie lässt sich rekonstruieren auf welchen Ebene sich diese Daten befinden? Für mich ist es nicht nur eine sprachphilosophische, sondern eine metatheoretische und eine handlungstheoretische Fragestellung, welche Sinnebenen da zum Tragen kommen, also die Sinnebene von Meinung und Einstellung versus der Sinnebene handlungspraktischer Orientierungen beispielsweise. Dass da ein großer Unterschied besteht, der sich auch in methodologischen Überlegungen niederschlagen sollte. Auch der zweite Punkt ist mir ein großes Anliegen, dass man meistens stillschweigend vom Individuum in der Forschung ausgeht und dass spannende Konzepte zur Kollektivität sehr selten Eingang in empirische Forschungsvorhaben finden.
Univ.-Prof. Dr. Anton Amann	Danke. Zur Einstellung und Handlung: es ist ein altbekanntes Problem, dass das, was Menschen als Einstellungen und Bereitschaften zum Handeln von sich geben, meistens völlig anders aussieht, als das, was sie tatsächlich tun. Das ist uns in der Lebenslagenforschung an einem konkreten Thema aufgefallen, dass ältere Menschen oder älter werdende Menschen in hohem Maße einstellungsbezogene Bereitschaft zeigen, sich sozial zu engagieren: man bekommt den Eindruck, dass es hier ein riesiges Potential gibt, das nur nicht aktiviert ist. Zieht man zum Vergleich Studien heran, was die Menschen tatsächlich tun, ist der Anteil viel geringer. Dazu wurden weitere Projekte gemacht, warum das so sei. Die Schlüsse die man daraus ziehen kann sind zweierlei Art: einerseits auf Forschung und Forschungslogik bezogen: eine Konzeption eines Forschungsthemas, in der nicht genügend subtil und aufmerksam auf Verbindungen zwischen Einstellung und Verhalten geschaut wird, kann nur solche Daten produzieren, und andererseits auf Praxis bezogen, dass in vielen Fällen Menschen zwischen der Bereitschaft und Realisation die Anknüpfungs- oder Andockpunkte in der sozialen Realität fehlen, konkret: man möchte gerne etwas tun, ist in Pension und es scheitert daran, dass man nicht weiß, wohin man gehen soll, daran dass man keine guten Informationen bekommt, oder das Angebot nicht den Vorstellungen entspricht. Es gibt einen unerforschten Bereich gesellschaftlicher Transformation von Handlungspraktiken.
Univ.-Prof. Dr. Jürgen Grimm	Vielleicht darf ich auch noch eine Frage stellen: Sie haben mich mit der Überlegung inspiriert sich einen neuen Verstehensbegriff zu überlegen – im Zusammenhang mit der Verknüpfung verschiedener methodischer Ansätze. Das ist mir durch meine kulturwissenschaftliche und sozialwissenschaftliche Sozialisation

	<p>sympathisch. Verstehensprozesse sind in der Kulturwissenschaft Gang und Gebe. Ich frage mich, ob wir tatsächlich den Verstehensbegriff auf der Grundlage der Geisteswissenschaften formulieren können, nämlich im Sinne von Sinnverstehen, oder ob wir gerade da nach Alternativen suchen müssen. Ich will eine Richtung deuten, die ich mir vorstellen könnte: ich habe mich kürzlich auch etwas mit Naturwissenschaft, David Deutsch, theoretischer Physik beschäftigt und er schlägt auch einen Verstehensbegriff vor, der tiefgehende Erklärungen repräsentiert; also nicht nur einen subjektiven Sinn oder einen lebensweltlich determinierten Sinnraum, sondern es geht hier auch um letzte Verstehensprozesse auch in Bezug auf physikalische Vorgänge, die erstmal in der klassischen Variablen-Wissenschaft natürlich unter dem Prognose-Gesichtspunkt gesehen werden und da soll eben A B voraussagen können. Das ist reduktionistisch und er schlägt dann vor, diesen Verstehensbegriff zu reservieren, der über das obligatorische, in der Naturwissenschaft noch viel stärker verbreitete Erklären als Prognose hinausgeht.</p> <p>Der zweite Aspekt, den ich gerne auch als Frage formulieren möchte: Es ist klar, dass die Verknüpfung unter den von ihnen angeführten Gesichtspunkten Sinn macht, die Frage ist: welche Strategien haben wir zur Irrtumsbegrenzung in den jeweiligen Ansätzen, kann das tatsächlich über die Verknüpfung derselben geleistet werden, oder muss auch über klassische Strategien der Irrtumsbegrenzung nachgedacht werden? Zum Beispiel Signifikanztests in der klassischen quantitativen Forschung: wie stellt sich dies dar, wenn man das mit Strukturdaten verknüpft? Muss man die Frage, was Signifikanz im buchstäblichen Sinne zu betrachten versteht nicht möglicherweise ganz anders formulieren? Andererseits ist die Frage, wie man Kontrollen einbaut, denn die Intersubjektivität ist ja auch in der qualitativen Forschung ein durchaus angesehenes Konzept; müsste man da nicht auch klare Forderungen stellen, um eben die Verknüpfung und Anschlussfähigkeit dieser beiden Forschungsparadigmen oder Strömungen (wenn man das vorsichtiger formulieren wollte) wirklich zustande zu bringen?</p>
<p>Univ.-Prof. Dr. Anton Amann</p>	<p>Zur ersten Frage: üblicherweise scheint es mir so zu sein, dass wir im Verstehensbegriff eine Strategie voraussetzen, die im hermeneutischen Paradigma darauf ausgerichtet ist, zu rekonstruieren unter der Fragestellung des „wie“ Menschen ihren Alltag strukturieren und danach handeln. Da versuchen wir Strukturen herauszufinden. Wir stehen aber auch vor der Aufgabe zu rekonstruieren oder rekonstruieren zu müssen, wie in der wissenschaftlichen Tätigkeit Verstehensprozesse ablaufen, die in uns ablaufen, wenn wir die erste Ebene interpretieren; wir bewegen uns hier auf der Ebene der zweiten Ordnung. Hier ist meine Kritik, dass die Sozialwissenschaften nicht viel weiter als das klassische Konzept von Schütz bis zu den methodischen Figuren des hermeneutischen Zirkels gekommen sind. Eine ausgefeilte Methodologie des Verstehens in den Köpfen derer die hermeneutische Wissenschaft betreiben, ist eigentlich nicht entwickelt. Das wäre ein Anlass sich zu überlegen, wo ein Verstehensbegriff erweitert werden könnte.</p> <p>Der dritte Teil meiner Antwort bezieht sich darauf, was Sie aus der Physik gebracht haben. Unsere grundsätzliche Trennung ist die zwischen Erklären und Verstehen und Erklären ist grundsätzlich immer der Nachweis eines Zusammenhanges auf empirischer Basis zwischen einer Gesetzesaussage und mindestens einer Randbedingung. Das ist nichts mehr als die simplizite Annahme eines Kausalzusammenhanges, das übrigens empirisch klarerweise nicht nachgewiesen werden kann. Uns müsste beschäftigen, inwieweit</p>

	<p>solche Kausalmodelle, auch wenn sie noch so komplex sind, überhaupt Sinn machen. Ob die Wirklichkeit nicht viel eher einem Schema folgt, dass aus Rekursivität und allen anderen möglichen Prozessen gekennzeichnet ist, so dass letzten Endes unsere mit Signifikanztests beladenen Überprüfungen von Hypothesen in der Form von „wenn – dann“-Aussagen an der Realität vorbeigehen. Da würde ich diese Diskussion ansetzen wollen und auch danach fragen, inwiefern wir es mit nicht-kausalen, rekursiven Prozessen zu tun. Es ist ein bekanntes Problem, dass in vielen Auswertungsprozeduren lineare Entwicklungen vorausgesetzt werden; das steht nur nirgends geschrieben.</p> <p>Zur Verknüpfung: Wir haben das in einigen Projekten versucht und es nach meinem Eindruck nach erfolgreich, weil es uns mehr an Wissen und an Tiefenschärfe vermittelt hat. Kritische Wissenschaftler könnten nun meinen, das könnte auch reiner Zufall sein, ich meine, sie könnten Recht haben. Um herauszufinden, ob das Zufall war oder nicht – also ob die Grundlagen der gedachten Verknüpfbarkeit gehalten wird. – müssen wir uns in die methodologische Diskussion zurückbegeben, wie sie schon Lazarsfeld, Menzel und Barton in den 60er Jahren geführt haben: nämlich zu schauen was passiert, wenn bestimmte Logiken angewendet werden, wenn ich Typologien konstruiere, logisch und konsistent oder ein Durcheinander einzelner Attribute, die beliebig zugeordnet worden sind. Wenn ich eine logische und konsistente Typologie habe, kann ich diese algebraisch überprüfen, wenn man eine empirische Repräsentation hat. Das wären Wege, wie man arbeiten könnte.</p>
<p>Frage/ Anmerkung aus dem Plenum</p>	<p>Das was mir in ihrem Vortrag gefehlt hat, war die Langzeitperspektive oder die Orientierung des Designs der Forschung, egal nun ob qualitativ, quantitativ oder kombiniert. Kausale Hypothesen können wir erst testen, wenn wir Paneldaten oder Langzeitdaten haben und das fehlt in der Forschung. Das ist meistens pragmatisch gelöst, da es zu teuer ist. Aber wir können über Kausalität überhaupt erst reden, wenn wir diese Daten haben. Und wenn wir beide Methoden miteinander kombinieren würden, dann sollten sie über die Zeit kombinierbar sein. Die Designs müssen so entwickelt werden, dass die Entwicklung sowohl auf der Individual- als auch auf der Strukturebene in einem solchen Design enthalten ist. Erst dann können wir über die kausale Überprüfung von Hypothesen sprechen. Wo ich nicht einverstanden bin ist, dass man mit Methoden nicht lineare Zusammenhänge testen kann; die Methodenentwicklung ist schon längst da und in diese Richtung wird sehr viel gemacht. Dass wir es in unseren Ausbildungsstätten nicht lernen ist nicht immer die lineare Entwicklung. Einfach Revisionsmodelle darüber zuwerfen bedeutet nicht, dass die Instrumente nicht da sind, um diese Zusammenhänge eigentlich auch zu testen.</p>
<p>Univ.-Prof. Dr. Anton Amann</p>	<p>Zum ersten Teil ihrer Bemerkung: hätte ich mehr Zeit gehabt, hätte ich noch zwei Themen angefügt, nämlich erstens das der Langzeituntersuchungen und zweitens das der Datenarchive. Ich bin völlig damit einverstanden: wirkliche Kausalzusammenhänge auf Strukturebene sind letzten Endes nur in Langzeitbetrachtungen möglich, deren Voraussetzungen in den meisten Fällen das Panel ist. Andererseits wird zu wenig die Möglichkeit erkannt, dass wir heute in den Sozialwissenschaften hoch organisierte Datenbanken haben – teilweise mit europaweiten einheitlichen Standards – die man versuchsweise auch heranziehen könnte, um solche Prozesse abzubilden, wenn auf der anderen Seite die Kosten und der Aufwand für tatsächliche Panel-Analysen zu hoch sind.</p> <p>Für das Methodenforum ist hier in meinen Augen ein eigener</p>

	<p>interessanter Gesichtspunkt: sich zu überlegen, wieweit umfassendere Strategien der Sekundäranalytik auf Basis bestehender Datenbanken nicht auch einen Ertrag bringen können, den wir momentan vielleicht gar nicht imstande sind zu sehen, weil wir es zuwenig tun.</p>
<p>Frage/ Anmerkung aus dem Plenum</p>	<p>Eine grundsätzliche Frage: was ist denn das Ziel dieser Kombination? Warum will man das methodologisch betrachtet oder erkenntnistheoretisch gesprochen denn eigentlich tun? So wie ich Sie verstanden habe, haben Sie es umschrieben, dass es um mehr Vollständigkeit geht, denn Sie haben die Methoden kritisiert und auf die Probleme hingewiesen. Es geht also um ein umfassenderes Bild. Geht es ihnen dabei um Validität oder was ist das Ziel des Ganzen? Damit hängt auch eine Frage zum Titel ihres Vortrags zusammen: „Über die unterschiedlichen Forschungslogiken“. Ist es wirklich die Forschungslogik oder sind es nicht mehr die Unterschiede, was Erkenntnisinteressen angeht und auch Unterschiede im Verhältnis von Wissenschaft zu Realität? „Nicht standardisierte Verfahren“ ist mir eigentlich lieber als „qualitativ“ und „quantitativ“. Die kommen eher aus dem konstruktivistischen Spektrum und haben weniger Realismus und haben damit auch einen anderen Zugang zur Welt. Ich weiß nicht, ob das wirklich Logiken sind, möglicherweise kann man daraus dann Schritte ableiten. Da bin ich mir nicht sicher, ob das trennscharf ist hier von Forschungslogiken zwischen qualitativ und quantitativ zu sprechen.</p>
<p>Univ.-Prof. Dr. Anton Amann</p>	<p>Die Absicht hängt mit einer bestimmten Wissenschaftsauffassung innerhalb der Soziologie und den Sozialwissenschaften zusammen, die ich, wie viele andere auch, vertrete. Die so zu formulieren wäre, dass der analytische Primat der Soziologie auf die Strukturen der Gesellschaft und deren Veränderungen und Wandel gerichtet ist. Nachdem wir gleichzeitig wissen, dass Strukturen nicht handeln, müssen wir definieren, wo unser theoretischer Primat liegt und der liegt bei den einzelnen handelnden Menschen, also im Alltag. Damit hat in meinen Augen Soziologie grundsätzlich die Aufgabe zwar ausgerichtet zu sein auf Erkenntnisse, die sich auf den analytischen Primat erstrecken, aber immer zu Beginn den theoretischen Primat des Alltags nicht aus den Augen zu lassen. Ich habe versucht mit den Gedanken zu den Methoden und zur Verknüpfung das Problem zu benennen, wie man vom theoretischen zum analytischen Primat und vom analytischen zum theoretischen Primat kommt: also diese Verknüpfung der beiden Perspektiven von Wissenschaftlichkeit. Zweiter Teil der Antwort: wenn hier von Logiken, Realismus, Realitätsnähe oder Realitätsferne sprechen, können wir es nur aus einer methodologischen Perspektive, bei der wir uns vorher immer zuerst einigen müssen, was wir unter den Begriffen verstehen oder verstehen wollen. Den Begriff Logik habe ich so verstanden, dass jeder methodischen Vorgehensweise bestimmte Grundannahmen vorausgehen, bei denen man sagt oder sagen kann, man hätte ein vertretbares, valides Ergebnis erreicht. Mein Begriff von Logik bezieht sich auf diese Prozeduren, die in methodischen Vorgangsweisen immanent enthalten sind. Insofern wäre auch in meinem Verständnis Methodologie eine Meta-Theorie der Methode.</p>
<p>Frage/ Anmerkung aus dem Plenum</p>	<p>Was hat das für Konsequenzen für die Lehre also die Universitäten in Österreich? Wir erleben doch, dass beide Forschungsstränge parallel und wenn nicht sogar abgrenzend voneinander unterrichtet werden, was wäre ihre Vorstellung? Denn Forschung findet meistens mit Studierenden oder an der Universität ausgebildeten Absolventen statt und wenn eine Verknüpfung später im Forschungsprozess stattfinden soll, wäre es vielleicht notwendig das schon während der Ausbildung</p>

	verknüpfend zu unterrichten, wie es eben auch in einem Methodenzentrum gemacht wird.
Univ.-Prof. Dr. Ulrike Felt	<p>Ich würde gerne zwei Dinge, die sie gesagt haben, einfach in Frage stellen. Das erste war, dass die Soziologie, und das ist die Grundprämisse von der ich in einem Fach ausgehe, zunächst die Struktur betrachtet, aber weil diese Strukturen nicht handeln, schaut man sich die handelnden Menschen an. Da würde ich aus dem Bereich der Wissenschaftsforschung sagen, in den letzten Jahren haben sich viele theoretische Stränge entwickelt, die nicht mehr von dem klassischen Handlungsbegriff ausgehen, sondern die auch versuchen Artefakten, Strukturen oder regulativen Kontexten sehr viel mehr Handlungscharakter zuzuschreiben, eben nicht im klassischen soziologischen Sinne, sondern in einem eigenen Handlungsbegriff. Das wäre der erste Punkt, wo ich denke, dass es möglich ist Innovation zu erzeugen.</p> <p>Das zweite war, ich habe das Gefühl in der Diskussion, dass man davon ausgeht, dass in einer Person ein kohärentes Bild von dem wie er handelt ist. Die Frage nach der Kausalität zwischen dem was die Menschen erzählen und dem was sie dann wirklich tun. Es gibt meines Erachtens weder das „Erzählen“ noch das wirklich „Tun“ in dieser Art von Reinheitsprimat, sondern die Erzählung ist ebenso bedeutend wie eine momentane Handlung, die ich zu einem bestimmten Zeitpunkt („t“) festhalte. Die Problematik, die auch die Langzeitstudien haben ist, dass unter der Prämisse, dass das Langzeitige das Wichtige ist, man sehr viele Dinge ausblendet, die sich lokal und temporär sehr eingeschränkt entwickeln. Wir müssen die Dinge irgendwie noch anders zusammenbekommen. Der lokale und temporär engere Kontext kann auch extrem viel Sinn machen und die beiden gegeneinander zu stellen ist genauso wenig sinnvoll wie die beiden Methoden gegeneinander aufzurechnen.</p>
Univ.-Prof. Dr. Anton Amann	<p>Zur ersten Frage ist mir die sechste These von Feuerbach eingefallen: sie mag vielleicht etwas arrogant klingen in dem Zusammenhang, darum etwas verkürzt: „Lehrt die Lehrenden“. Das Problem ist meiner Meinung nach, dass solche Diskussionen nur in kleinen Zirkeln geführt werden unter Leuten, die stark motiviert, interessiert sind und Möglichkeiten haben das zu tun. Der Transfer von diesen Zirkeln in die universitäre Ausbildung oder in die Forschungsinstitutionen passiert sehr zögerlich. Frau Felt kann sicher bestätigen, dass solches „Andersdenken“ immer lange braucht, bis es in den etablierten Institutionen Platz greifen kann. Wenn ich Lehrveranstaltungen halte, versuche ich immer auf solche Probleme hinzuweisen und die Leute darauf aufmerksam zu machen „Glaubt nicht, was ich sage.“</p> <p>Zur Kollegin Felt: natürlich sind mir die wissenschaftssoziologischen Untersuchungen bekannt, aber da denke ich muss man ausführlich über die Wissenschaftsauffassung diskutieren. Ich bin bereit so weit zu gehen zu sagen, dass Strukturen „modifizieren“, aus einer Art von Eigenwirksamkeit heraus, aber nicht, dass sie „handeln“. Da kann man lange darüber diskutieren.</p> <p>Den anderen Gedanken, den sie vorgebracht haben, dass Erzählungen für sich ganz bedeutsam sind, halte ich für ganz wichtig; das habe ich gemeint mit der Notwendigkeit Mikrostrukturen zu ergründen im Sinne ihres exemplarischen Charakters. Zur Kausalität weiß ich keine Antwort, da könnte es sein, dass wir, ohne dass es uns genug bewusst ist, unter dem Erbe einer naturwissenschaftlichen Mechanistik leben.</p>
Univ.-Prof. Dr. Ulrike Felt	Die dort vielleicht schon ein Stück weit evakuiert worden ist, also sind wir Nachahmungstäter.
Univ.-Prof. Dr. Anton	Ich habe auch den Eindruck, dass die in manchen Diskussionen weiter

Amann	sind als wir.
Univ.-Prof. Dr. Jürgen Grimm	Es gibt natürlich noch eine handlungspragmatische Komponente: man muss ja überlegen, wenn man etwas tut, den Effekt kontrollieren zu können; das hat natürlich eine Strukturanalogie zu einer kausalen Erklärung. Das ist auch der Grund, warum wir immer wieder geneigt sind solche realitätsbezogen unangemessene Abstraktionen zu vollziehen und dann kausal zu denken.
Univ.-Prof. Dr. Ulrike Felt	Und es implementiert eine Glaubwürdigkeitsfrage, die auch historisch aufzuarbeiten wäre, dass sich die Sozialwissenschaften sich anders rechtfertigen müßend etabliert haben. Zu glauben, wenn man etwas noch akribischer untersucht und statt in sieben in zehn Teile zerteilt, meine ich vielleicht, müsste man nur einfach anders suchen; ist auch etwas, was man sich vielleicht noch nicht traut so zu sagen.
Univ.-Prof. Dr. Jürgen Grimm	Herzlichen Dank an dieser Stelle an den Referenten für dieses Referat.

Diskussion angeregt durch den Vortrag von **Ass.-Prof. Dr. Regina Köpl** (Forschungsprojekt: Research Network On Gender Politics, and the State) und den Vortrag von **Univ.-Prof. Dr. Hans-Georg Heinrich** (Vorstellung des Programms „Simstat/Wordstat“ am Beispiel der Studienmotivation und Karriereplanung von Studienanfängern der Politikwissenschaft) unter dem übergreifenden Titel: „Wider dem Methodenpurismus. Erfahrungen aus der empirischen politikwissenschaftlichen Forschungspraxis.“

SprecherIn	Diskussion
Univ.-Prof. Dr. Jürgen Grimm	Danke, das war ja ein direkter Anschluss: der Versuch Strukturdaten und quantifizierende Daten zusammen zu denken. Wenn ich etwas Essig in den Wein schütten darf: es könnte sich auch um einen formalstatistischen Effekt handeln, weil die Stichprobengröße natürlich sehr viel kleiner wird, wenn man nur die kleinste Gemeinde hernimmt. Methodologisch muss man die Frage stellen, ob Signifikanzprüfung hier das richtige Kriterium ist, um Verknüpfungen zu leisten.
Frage/ Anmerkung aus dem Plenum	Ich verstehe nicht, warum man qualitative Information quantifizieren will und hier Signifikanztest machen will. Ich finde es begrüßenswert, was auch Prof. Amann angedeutet hat, dass es nicht um die Validierung von Information geht, sondern das Ziel, wenn wir über Methodenpluralismus sprechen, sollte die Tiefenschärfe und Komplexität eines Phänomens, das wir zu erklären zu versuchen, sein. Wenn wir schon von „kaltem Krieg“ sprechen, denke ich, der „eiserne Vorhang“ ist schon längst gefallen und dass viele Forscher, die auch in der Praxis tätig sind das auch in der Lehre propagieren, dass diese Spaltung der beiden Methoden nicht da ist und auch nicht da sein kann, sondern immer von der Fragestellung abhängig ist, welche Methoden wir einsetzen oder ob wir kombinieren. Ich sehe, das zuwenig diskutiert wird, wenn wir zu unterschiedlichen Ergebnissen komme: was machen wir, wenn Ergebnisse divergieren, wie schließen wir Information zu einem Ganzen zusammen? Ich denke wir alle sind eher dafür und offen, die unterschiedlichen Methoden auch zu verwenden. Die Frage ist nur, wie wir mit der unterschiedlichen Information arbeiten. Wie triangulieren wir am Ende auch die Ergebnisse? Und nicht nur die Methoden.
Univ.-Prof. Dr. Hans-Georg Heinrich	Es ist ja genau ein Versuch der Triangulierung. Wir haben die qualitative Information in den Texten. Bei der klassischen

	Inhaltsanalyse wird auch abgezählt. Wenn man nicht abzählt, kommt man gar nicht auf die Fragen, die ich gestellt habe: wie der Unterschied zwischen Frauen und Männern ist. (Die sind mit Fallzahl 200 denke ich schon ernst zu nehmen) Ich denke, wenn Sie nicht die quantitative Dimension dazunehmen, kommen Sie gar nicht auf einige wichtige Fragen. Ich war erstaunt, dass es weniger Frauen sind und ich habe schon gedacht, dass Frauen anders antworten als Männer und das kann man dadurch bestätigen – meiner Meinung nach – durch diese Duangulierung. Eine Triangulierung wäre zu teuer und zu zeitaufwendig gewesen, aber zum Beispiel mit Interviews denkbar.
Frage/ Anmerkung aus dem Plenum	Eine Frage zum ersten Vortrag: inwieweit hat sich dann in der qualitativen Erhebung dazu, was die Frauenbewegung ist, etwas anderes ergeben als in der Definition, die aus der Theorie abgeleitet werden kann? Denn nachher muss man sich ja wieder auf eine Definition einigen, in die dann auch katholische und sozialdemokratische Frauenbewegungen reinfallen. Mir ist der Informationsgewinn durch die zusätzliche Ebene nicht wirklich klar geworden. Also wozu?
Ass.-Prof. Dr. Regina Köpl	Das Spannende oder die Notwendigkeit: natürlich brauche ich eine Definition, das ist auch mein Verständnis von qualitativer Forschung; natürlich fließt ein Vorwissen hinein. Ich würde ein Vorgehen vorziehen, wo man sich dieses Vorwissen über Strukturen bewusst macht, auch aus Kontrollzwecken. Natürlich braucht man immer Definitionen: die Frage ist, wie sie zustande kommen. Sind sie deduktiv zustande gekommen, mit der klassischen Ableitung aus theoretischen Versatzstücken oder kommen sie aus einer steten Auseinandersetzung mit dem Material? Also dieser Schritt ins Feld hinein, in dem man schaut, wie weit das wirklich die komplexen Phänomene, mit denen wir es als Sozialwissenschaftler meistens zu tun haben, abbildet. Man kommt darauf, dass es das nicht tut und wir Dinge verkürzen, indem wir sie in dieses künstliche Skelett der ersten Definition hineinpassen. Implizit gab es bei Frauenbewegungen die Annahme, dass es sich um einen monolithischen Block handelt; das war aber eben nicht der Fall. Ländervergleichend gibt es da große Unterschiede und hier mussten ein Konzept und Indikatoren entwickelt werden, die es möglich machen ein Stück weiter diese komplexe empirische Realität einzufangen ohne zu reduzieren. Das ist eine andere Vorgangsweise wie man zu einer Definition kommt.
Frage/ Anmerkung aus dem Plenum	Das wäre ja so als ob die Theorie vom Himmel gefallen sei. Die beruht ja auch auf Forschungserkenntnissen und verdichteten Erkenntnissen und Interessen.
Ass.-Prof. Dr. Regina Köpl	Hat sie auch.
Frage/ Anmerkung aus dem Plenum	Deswegen wirkt es auf mich so, als wäre die Definition irrsinnig aufgeblasen und ihr Erklärungsgehalt geht verloren.
Ass.-Prof. Dr. Regina Köpl	Nur was tut man in der Regel: in die Theorieentwicklung sind natürlich Befunde, Ergebnisse, bereits Konzeptualisierungen aus Versatzstücken (z.B.: soziale Bewegungen, Frauenbewegungen) eingeflossen. Die Frage ist nur, wie brauchbar diese Definition für mein konkretes Design ist. Wenn man vorhat, einem Methodenpurismus zu folgen, muss man wissen was man vorhat. Wenn ich mich strikt an die Definition halte, dass ich dann ein Stückweit an dem vorbeigehe, wie es sich tatsächlich darstellt.
Univ.-Prof. Dr. Jürgen Grimm	Ich würde in dem Falle sagen, dass man das nicht anti-puristisch praktizieren muss, sondern man muss dann vielleicht tatsächlich ein neues methodisches Paradigma formulieren, was für den letzten Ländervergleich dann gültig ist. Ich kann grundsätzlich entweder

	<p>implizite Definitionen zugrunde legen, also jeder kann unter Frauenbewegung das verstehen, was er in jedem Land meint; dann bekomme ich ein besonderes Problem beim Vergleich, da ich eigentlich nur subjektive unterschiedliche Deutungen miteinander vergleiche, oder ich habe eine ausgehandelte Definition, so wie Sie es auch gemacht haben; das würde ich auch als puristisch vernünftig erachten, es führt zu einer anderen Vergleichslogik.</p>
<p>Univ.-Prof. Dr. Ulrike Felt</p>	<p>Mich hat das an viele europäische Vergleichsprojekte erinnert: damit habe ich ein Problem, auch wenn wir es sozusagen auch tun. Wir kommen in das Dilemma, das wir so tun, als gäbe es diese Sicht von außen. Die andere Seite sagt, man kann eben nicht ins Feld gehen, als ob jeder wüsste was gemeint ist, aber nur so würde ich eigentlich erkennen was das Länderspezifische ist, weil eigentlich evakuieren ich jede kulturelle Spezifität, indem ich mir diese Art von strukturierter Brille aufsetze. Ich frage mich, wo der Gewinn ist, indem ich diese Vorstellung von Vergleichbarkeit weiter trage und das hat auch etwas mit dieser Polit-Kultur des „benchmarks“ zu tun: alles in einer abstrakten Norm gegen zu messen. Dass wir eine Fülle von neuen Artefakten erzeugen und nichts Existentes einem Erkenntnisprozess unterziehen, ist ein Spiel, in das wir uns als Wissenschaftler einlassen, in dem wir einer politischen Vorstellung von dem, was Wissenschaft und Sozialwissenschaft soll, folgeleisten. Das ist eine extrem relevante Frage, die man nicht nur auf einer Methodenebene lösen kann: das wäre ein spannendes Thema, denn das zieht sich durch alle Fächer durch. Du sagst „wir müssen, weil wir ein EU-Projekt sind“ das ist the „classical song“. Eine Anregung von mir wäre, die Diskussionen, die dazu führen, dass man sich auf eine bestimmte Definition einigt, aufzuzeichnen und zum Gegenstand einer Analyse zu machen und das zurückzuspielen, wenn man später die Definition ändert. Was die Struktur mit einem selbst als Forscher tut, zurückzubringen in die eigene Forschung.</p>
<p>Univ.-Prof. Dr. Dr. h.c. Roland Burkart</p>	<p>Zur Frau Felt als Wissenschaftstheoretikerin: im Grunde verlässt diese Diskussion die methodische Ebene. Hier sind wir in der Theorieperspektive. Dazu ein Beispiel aus meinem Fach PKW: es ist doch mit allen Begriffen gleich, wir fragen uns was sie bedeuten. (z.B.: PR) Die Theoriefrage ist die, was will ich überhaupt erkennen, aus dieser Perspektive kann ich dann vergleichen.</p>
<p>Frage/ Anmerkung aus dem Plenum</p>	<p>Ich möchte mich bedanken für den Beitrag, da Sie hier „work in progress“ vorstellen, was sehr gut zum Thema passt. Mir geht nach den drei gehörten Vorträgen durch den Kopf, dass mir klar geworden ist, wie wichtig es ist, wenn es um Methodenpluralismus und Verknüpfung der Methoden geht, dass erstens das Forschungsdesign und der Forschungsprozess gut durchdacht und geplant ist – dementsprechend sich auch an der Fragestellung orientiert – zweitens, was in der Praxis noch immer aufgrund Zeitmangels unterbeleuchtet ist, der Prozess, ständig im Diskurs und dialogfähig zu bleiben, weil (das ist meine ambivalente Erfahrung mit der Verknüpfung) es schon oft passiert, dass Projekte eine Schlagseite bekommen, Interessen sich durchsetzen und unterschiedliche Haltungen nicht genügend zusammengeführt werden können (besonders bei internationalen Projekten). Beispielsweise in diesem Fall die traditionelle Faktorenanalyse, die „man“ sich gewünscht hat, wo ich mich frage, wo der diskursive Prozess ist, der eine sehr große Herausforderung darstellt.</p> <p>Was Prof. Amann auch gesagt hat, dass das Ideal bei beiden Verfahren wäre, die Wirklichkeit auch sinnvoll einzusetzen: bei qualitativen Verfahren nicht rein deskriptiv vorzugehen, sondern auch interpretativ und bei den quantitativen Verfahren auch die schließende</p>



	Statistik einzusetzen. Ich habe das Gefühl, dass es hermeneutisch gemeint immer eine Schlagseite bekommt.
Dr. Andreas Pribersky	Ich würde mich gerne der Bemerkung von Frau Felt anschließen und die Frage stellen zu Frau Köpfs Modell: es geht nicht um ein Modell der Frauenbewegung sondern es steht ein Politikmodell dahinter, dass in der Politikwissenschaft in verschiedenen Varianten angewendet wird, hier wäre es das Modell: Interessensgruppen beeinflussen politische Entscheidungen. Wo keine Interessensgruppe ist, gibt es keine politischen Entscheidungen; ein Modell, das zum Teil auch in unserer Disziplin normativ gepredigt wird. Es geht also nicht nur um die Definition von Frauenbewegungen, sondern um den gesamten Prozess der Politik. Das wäre meiner Meinung nach der interessante Punkt, um anzusetzen, ob das Modell von Politik, dass man normalerweise in der politischen Forschung oder der politikwissenschaftlichen Empirie verwendet, adäquat ist; gerade bei den Fragen, die angeklungen sind. Ob es Frauenbewegungen sind, oder ob es nicht etwas anderes ist, was man suchen sollte.
Ass.-Prof. Dr. Regina Köpl	Zu Prof. Felt: du bringst das aus der Wissenschaftsforschung oder Wissenschaftssoziologie heraus auf eine andere Ebene. Es wäre sicher spannend zu schauen, was mit uns passiert während dem Prozess, wer sich durchsetzt und wie es zur Definition kommt.
Univ.-Prof. Dr. Ulrike Felt	Man kann eben keine abgehobene Methodendiskussion führen.
Ass.-Prof. Dr. Regina Köpl	Es ist ein pragmatisches Vorgehen, wo man nirgends aneckt, was sicherlich keine interessanten Fragen aufwirft, denn als Antwort auf deine Frage (Dr. Pribersky): es ist schwierig, wenn ich anfangs mit „Was ist Politik?“ oder das Ganze als Diskursmodell zu erfassen.
Univ.-Doz. Dr. Eva Cyba	Max Weber hat doch gesagt „Bohren in harten Brettern.“ Damit kann mal doch vielleicht einmal anfangen.
Ass.-Prof. Dr. Regina Köpl	Aber Geld und internationale Reputation bekommt man dann nicht mehr, das ist auch das Problem
Univ.-Prof. Dr. Hans-Georg Heinrich	Ein Abschlussstatement, damit ich nicht als harter Quantitativer scheine: das Problem bei solchen Untersuchungen, die quasi quantitativ enden, ist, dass Homogenität angenommen wird, dass Faktoren oder Variablen in jedem einzelnen Fall gleich wirken, zum Beispiel: Frauenbewegungen führt zu mehr Politiken. Jetzt es kann aber sein, dass in einzelnen Fällen genau das Gegenteil passiert: die Variable hat in einer bestimmten Menge und Untermenge genau die gegen gesetzte Wirkung; man braucht eine hohe Varianz. Wenn die Homogenitätsannahme verletzt ist, kann man die herkömmliche Statistik vergessen bzw. man hat dann ein Problem, weil man einen Fehler hat. Man kann aber auch sagen, was ein neuer Trend ist, dass man jeden einzelnen Fall betrachtet als eine einmalige Kombination von Variablen bzw. Bedingungen, die verschieden wirken können. Dann kann man alles Mögliche, auch Technisches durchführen.
Univ.-Prof. Dr. Jürgen Grimm	Ich freue mich, dass niemand bislang hier Frontstellungen wahrnimmt, auch wenn es eine gewisse „ungeordnete Gemengelage“ zwischen den beiden Ansätzen gibt. Danke für den Vortrag über „work in progress“. Etwas, was ich mir auch wünsche, das wir auch im Methodenforum weiterführen wollen: die Diskussion hat meiner Meinung schon gezeigt, dass sich gerade aus der sich daraus ergebenden interdisziplinären Perspektive neue methodische Konzepte entwickeln lassen. Beispielsweise würde ich die Einlassung von der Wissenschaftsforschung hier im Hinblick auf ein neues puristisches Modell projizieren wollen, dass man mindestens zweiphasige Projekte braucht und zunächst die vorhandene Definition wirken lässt und dann über einen Aushandlungsprozess etwas drüberlegt. Ich denke, dass beide Vergleichsstrategien komplementär sind und sich ergänzen.

